Offener Schreibebrief von Lizzie Hanffstengel.

No. 83. No, no, wann's nor gar keine Krißmeß mehr gewwe deht! Was ich en Batter mit die Kids hen, das kann ich Ihne gar nit sage. Se tiefe das Lewe ous mich; Jeder will was annerschter un nicks tschiepes, dont juh fergett it. Die Fellersch hen Eddies, als wann mr Milljonnehrs wäre. Un dabei hot doch der Philipp, was mein Hosband is, schon so lang nit mehr geschafft, un hot nicks verdient. Das alles hen ich sie gesagt, awwer der Bennie, wo immer e wenig fäßig is, hot gesagt: „Do könnt er doch nit helfe; wann der Pa schaffe müßt for sei Lewe zu mache, dann sollt er doch schaffe, es deht ennihau nit gut gnde, wann en Mann so den ganze Dag nicks schaffe deht. Wann awwer en Pa Kinner hätt, dann müßt er auch zu se tende un in die erschte Lein derfi er sei Duttie nit bei die Krißmeßteim vergesse. Ich muß sage, ich hen ja den Bennie nit so arig blehme könne, awwer dieselwe Zeit brauche die Kids nit zu wisse, daß ihr Pa nit zu schaffe braucht for sei Lewe zu mache. Gott sei Dank, sin mer so gut ob, daß mir mitaus Schaffe duhn könne. Ich hen gesagt: Bennie, wie Euern Bruder der Karlie noch so en kleiner Bub gewese is, wie du, der war viel braver, wie du un is mit einigem sattisfeit gewese. Ich denke, das is recht, hot der Lausbub gesagt, wann er nit mit einigem sattisfeit wär, dann hätt er sich in die erschte Lein e differente Frau genomme und hätt sich so e gute Frau ausgepickt wie unsern Pa eine hot." Sell hot mich doch so getoischt, bekahs der Bub hot so e gute Oppinjien von mich gehabt, daß ich ihn en Kiß gewwe hen un gesagt hen: Jetzt sag mich emol ecksei Bennie'che, was dehst du denn gleiche for Krißmeßpressents zu hawwe. Do hot er alliwwer geschmeilt un gesagt: Ma, ich deht gleiche en schöne Krißmeßtrie zu hen un dann e Pehr Danahuhs un e Schleht un e Behsbalfuht un en schöne Schwetter un e neue Suht un e Sett Tennpinns un Bildingblacks und — „Stapp, stapp, hen ich gesagt, sonst trieg ich die Fitz, denkst du denn ich sollt en ganze Stohr auskaufe? Die annere Leut hen doch auch Kinner un for die deht ja gar nicks iwwer bleiwe, wann ich dich alles kaufe deht was du willst. Do hot er gestart zu greien, daß ihn fascht sei Herzche gebroche is. Newwer meind, Bennie, hen ich gesagt, ich will schon sehn, was ich for dich duhn kann. Do hot er reiteweg widder geschmeilt un is auffeit gelaufe in die Jahrd, wo die annere Kids grad en Schnohmann uffgebild hen. Dene hot er reiteweg verzählt, was ich gesagt hen un do hen se ihren Schnohmann Schnohmann sein lasse un sin in das Haus gelaufe komme. Keins von se hot sei Schuhs abgeweipt und off Kohrs hen se mich das ganze Haus voll Schnoh gemacht. Sell hot mich schrecklich geärgert un am Liebste hätt ich die Feger e gute Licken gewwe. Awwer mer kann doch auch nit so fein un for den Riesen hen ich nicks gesagt. Ma, hot der Willie gesagt, duhn mir auch so schöne Dingses kriege wie der Bennie? Jehs, hen ich gesagt, wann Ihr nit so hahtisch seid; was willst du denn for Instenz hen? Och, hot der Willie gesagt, ich will gar nit viel, alles was ich gleiche deht zu hen, das is e Dromm, e Rackinhohrs, e Mehtschick Lentern, e Sohlschers Juniform un e Sohrd un schöne Bücher mit Pickschers drin un e schönes Gehm un e Sehfingsbänk un was sonst en kleiner Bub noch brauche duht." Well, wie ich das gehört hen, do hen ich puttienier gefehntet un ich hen gar keine Korretsch gehabt, die annere zu frage, was sie hen wollte. Awwer do ken ich gar nit lang zu frage brauche, se hen mersch all von selbst gesagt un ei tell juh, der Stoff wär nit uff en Edspreßwage gange, wann ich das alles hätt kaufe wolle. Ich hen off Kohrs arig surpreist geguckt un wie se das gesehn hen, do hen die Fellersch gestart, mich zu flättere wie alles. Se hen gesagt, ich wär e gute Ma un e schöne Ma un es deht uff die ganze Welt so kei Ma mehr gewwe wie mich un was se so froh wäre, daß sie so fortscheneht wäre so e gute Ma zu kriege. So hen se e ganze Weil weiter getahtt, awwer ich hen gar keine Ettenschen dazu gepeht, bikahs ich hen mich in mei Inseit ausgefickert, wie viel Geld ich brauche deht, for all den Stoff for die Buwe zu kaufe. Wie se genohtitzt hen, daß se keine Impreschen uff mich mache dehte, do hen se gestart zu hallern un zu greine un ich hen gesagt, was is die Mätter mit Euch? Do hot der Eddie, was der schmalste von se is, gesagt, er deht mich gar nit mehr gleiche un er deht die Mohschen mache, daß se all den Bennie verhammatsche sollte, bikahs das wär was er diesehrfe deht. Do hen ich gefragt: Wet, was is denn die Mätte mit den Bennie? Do hot der Eddie gesagt: Bikahs der Bennie is for alles zu blehme. Er hot gesagt, mer sollte dich nur ordentlich flättere, dann wärscht du dert iesig." Do hen ich mich awwer doch so geärgert, daß ich's Ihne gar nit sage kann. Sehn Se, das is der Dank, daß mer sich for die Lausbuwe uff opfere duht. Awwer ich will die Kunne doch en Strich dorch die Rechnung mache; jetzt kriegt keiner e Krißmeß-Pressent, un wann se ebbes wolle, dann solle se bei ihren Pa gehn. Das hen ich se auch gesagt un instett von zu greine, wie ich eckspectet gehabt hen, do sin se all erum getschumpt wie die krehsige Tschicken. Se hen gesagt, wann der Pa dazu tende deht, dann wäre se froh, dann dehte se noch mehr kriege, als wie se wollte, bikahs der Pa wär noch viel iesiger wie mich. Well, was sage Se zu so Raudies? Könne Se's do e arme schwache Mutter un Ma iwwel nemme, wann se als emol ecksei-tet un norwes werd? Awwer ich wer'n schon ihwen mit die Feger. In die erschte Lein kriegt der Philipp alles verzählt un wann er mich dann nit recht gewwe duht, dann geb ich auch nicks drum. Mister Edithor, Sie könne froh sein, daß Sie keine Mutter sin. Mit beste Riegards,

Yours, Lizzie Hanffstengel.

Der Schnurbart in der Ehe.

In einem Wirthshaus einer kleinen deutschen Stadt hatte sich ein Herr, der sich eines ungewöhnlich stattlichen Schnurrbartes erfreut, verpflichtet, diesen für hundert Mark zu opfern und sich am nächsten Abend ohne Schnurrbart einzufinden. Die Gesellschaft war bereits erwartungsvoll versammelt, aber der Besitzer des verwetteten Schnurrbartes blieb aus. Nachdem die Stammgäste vergeblich eine halbe Stunde auf ihn gewartet hatten, brachte endlich ein Bote einen Brief, dessen Aufschrift eine Damenhand verrieth. Der Inhalt lautete: „Meine Herren! In einer Anwandlung unerklärlichen Leichtsinns hat mein Gatte sich gestern Abend Ihnen gegenüber verpflichtet, gegen Zahlung von hundert Mark für einen wohlthätigen Zweck seinen schönen Schnurrbart zu opfern, und Sie waren grausam genug, diesen Vorschlag anzunehmen. Da ich aber nicht Lust habe, unter den wohlthätigen Anwandlungen meines Gatten zu leiden, so sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß mein Mann und ich bei unserer Verheirathung die Gütergemeinschaft nicht ausgeschlossen haben. Infolgedessen ist sein Schnurrbart mein Schnurrbart; er hatte kein Verfügungsrecht darüber, und Ihre mit nur einem berechtigten Theile eingegangene Wette ist daher null und nichtig! Sollten Sie die Berechtigung meines Einspruches anzweifeln, so steht Ihnen das Beschreiten des Klageweges frei. Hochachtend .... P. S. Mein Mann kann heute nicht bei Ihnen erscheinen, da ich einstweilen den Hausschlüssel in Verwahrung genommen habe. D. O."

Besteht die Sonne aus Radium.

Es ist kein Zweifel, schreibt der Astronom Mounder, daß die Entdeckung des Radiums uns zwingt, einige Folgerungen, die auf den bisherigen Anschauungen vom Ursprung der Sonnenwärme begründet gewesen sind, vollständig aufzugeben. Es ist berechnet worden, daß ein Gehalt von 3½ Gramm Radium in einem Kubikmeter des Sonnenkörpers genügen würde, um die gesammte Energie der Sonne zu liefern, und es wird vermuthet, daß bei der Temperatur der Sonne das Radium noch mehr strahlende Energie abgeben dürfte, als bei unseren irdischen Temperaturen, so daß ein noch geringerer Gehalt dieses wunderbaren Elements genügen würde. Die Anschauungen, die Lord Kelvin und andere führende Gelehrte über die mögliche Dauer der Vergangenheit und der Zukunft unseres Sonnensystems geschaffen haben, müssen jetzt nothwendig bei Seite gestellt werden, denn wir können nicht länger annehmen, daß die Verdichtung der Sonnenmasse aus einem unendlichen Umfang bis zur heutigen Gestalt die einzige oder auch nur die hauptsächliche Quelle der Sonnenenergie gewesen sei. Nicht nur das Radium selbst kann in genügender Menge auf der Sonne vorhanden sein, um ihre Strahlung zu erklären, sondern diese oder eine ähnliche Strahlungsfähigkeit kann anderen Elementen zugeschrieben werden, oder auch der Sonne als ganzem.

Professor George Darwin, einer der Söhne Charles Darwins, hat sich zu dieser Frage dahin geäußert: „Nachdem wir kennen gelernt haben, daß ein Atom der Materie im Stande ist, einen ungeheuren Vorrath an Energie in sich zu bergen, haben wir kein Recht mehr zu der Annahme, daß die Sonne nicht fähig sei, Atomkräfte bis zu einem Grad in Freiheit zu setzen, der zum Mindesten ebenso groß wäre, als wenn sie aus Radium beständen." Diese Auslassungen sind ein Beweis für die unabsehbare Tragweite, die der Entdeckung der strahlenden Elemente und ihrer Eigenschaften auf allen Gebieten der Naturwissenschaft zukommt.

Was ist der Werth eines Kusses? Man sollte meinen, daß eine solche Abschätzung sich nach der Person richtet, von der dieser Genuß herrührt, aber das ist nicht der Fall. Es kommt hier lediglich in Betracht, in welchem Staat man ihn empfängt. Nach richterlichen Entscheidungen kostet ein Kuß in New York $2.37, in Illinois $25 und in Californien $125. Kußliebhaber mögen sich darnach richten.

Der Gentleman.

Skizze von Konrad Remling.

„Haben Frau Gräfin noch Befehl für mich?"

„Nein—Sie können zu Bett gehen."

Die Zofe entfernt sich geräuschlos.

Gräfin Cilly erhebt sich und schreitet nachlässig durch ihr mit raffinirtem Luxus ausgestattetes Boudoir. Vor dem winzigen Rokoko-Schreibtisch bleibt sie stehen und nascht aus der goldenen, mit Edelsteinen besetzten Bonbonschale.

„Katzenzungen..." Sie lächelt und steckt eines dieser schmalen, braunen, goldgefleckten Täfelchen zwischen die halbgeöffneten rothen Lippen. Wie diese Katzenzungen sie an die Zeit ihres Brautstandes erinnern! Sie waren das einzige sich immer wiederholende Geschenk, das sie damals dem Grafen erlaubte.

Jetzt seufzt sie leise.

Seit kaum vier Monaten ist sie seine Frau, und schon verfällt er in die alten Untugenden seiner Junggesellenzeit. Zwei Abende in der Woche gehören dem Club. Geht er wirklich dorthin, oder..?

Nein, sie hat wahrhaftig keinen Grund zur Eifersucht.

Aber wie die Stunden schleichen!

Sie sehnt sich nach ihm.

Plötzlich horcht sie auf:

Sie glaubt das Geräusch des Schlüssels in der Entreethür zu hören. Sollte er schon zurückkehren? Es ist noch nicht zehn Uhr.

Ein unbehagliches Gefühl: so ganz allein in der großen Wohnung. Die Zofe hat sie zu Bett geschickt. Der Diener ist ausgegangen. Und der Kutscher ist drüben im Stall bei den Pferden.

Entschlossen geht sie bis zur Thür.

In demselben Augenblick wird diese geöffnet, und Gräfin Cilly sieht sich einem fremden Herrn gegenüber.

Im ersten Augenblick ist sie fassungslos. Der Fremde verbeugt sich. Er trägt einen tadellosen Gesellschaftsanzug: Frack, Lackschuhe, weiße Binde, eine Gardenie im Knopfloch, den Seidenhut in der Hand....

„Pardon, gnädigste Gräfin, daß ich so spät noch störe..."

Gräfin Cilly hat ihre Fassung wieder gewonnen.

„Mein Herr .... ich kenne Sie nicht ....Sie haben — wie ich annehmen muß — die Entreethür selbst geöffnet und betreten unangemeldet mein Zimmer ... zu einer solchen Stunde..."

„Ich muß nochmals um Entschuldigung bitten, meine Gnädigste ... ganz außerordentliche Umstände zwingen mich zu diesem Vorgehen, das ich selbst nicht für ganz Gentlemanlike halte ..."

„Aber ich kenne nicht einmal Ihren Namen, mein Herr."

„Das thut auch nichts zur Sache. Mein Anliegen kann in wenigen Minuten erledigt sein ..."

Bei diesen Worten zieht der Fremde einen — Revolver aus der Tasche.

Gräfin Cilly ist muthig genug, nicht aufzuschreien. Aber sie tritt einen Schritt zurück.

„Erschrecken Sie nicht, gnädige Frau! Darf ich Sie höflichst bitten, den unveräußerlichen Schmuck, den Sie neulich auf dem Balle des russischen Botschafters trugen, zu meiner Verfügung zu stellen? Eine momentane Geldverlegenheit zwingt mich zu diesem uncavalliermäßigen Vorgehen. Es handelt sich — wenn ich nicht irre — um eine doppelte Reihe von Perlen mit Diamantschloß, ein Paar dazu passender Ohrringe, einen Haarkamm mit neunzackiger Krone und zwei Armbänder. Vielleicht haben Sie noch einen oder den anderen Ring, den Sie entbehren können? Ich möchte Sie nicht ganz berauben ..."

Die Gräfin richtet sich zu ihrer ganzen Höhe empor. Sie ist entschieden muthig.

„Mein Herr ... das ist gemeiner Raub ... Sie überfallen eine wehrlose Frau!"

„Ich betone nochmals, gnädigste Gräfin — wie unendlich ich es bedauere — eine Taktlosigkeit begehen zu müssen, indessen ..."

„Mein Gemahl wird in wenigen Minuten hier sein. Ich warne Sie."

Der Fremde zieht seine Uhr.

„Der Herr Graf wird zwar heute schon um halb elf zurückkommen. Wir haben aber noch circa 15 Minuten Zeit. Vielleicht machen Sie das Maß Ihrer Güte voll und übergeben mir einen Theil des baren Geldes, das vermuthlich dort in dem wundervollen Rokokoschreibtisch aufbewahrt ist. Ich muß den D-Zug 12.15 benutzen und verfügeaugenblicklich nicht über das nöthige Kleingeld."

Bei diesen Worten hebt der Fremde die Waffe, die er nachlässig in der Rechten hält.

Gräfin Cilly sieht ihre Machtlosigkeit ein und geht zum Schreibtisch. Ihre Bewegungen sind langsam. Sie sucht Zeit zu gewinnen. Vielleicht kommt ihr Gatte noch rechtzeitig zurück, um dem frechen Räuber das Handwerk zu legen.

Sie häuft die verlangten Schätze und ein Päckchen Banknoten auf dem Tisch vor dem Fremden auf, der mit der Linken die Schmucksachen und das Papiergeld in seine Tasche gleiten läßt.

„Nun noch eine Bitte, meine hochherzige Gönnerin; darf ich Sie ersuchen, mir den Hausschlüssel anzuvertrauen? Man hat wohl das Thor inzwischen geschlossen."

Da blitzt ein Gedanke in der Gräfin auf.

„Nein!" ruft sie entschlossen, greift nach dem Revolver und schleudert ihn durch das geschlossene Fenster in den Vorgarten hinaus, daß die Scheiben klirrend zu Boden fallen.

Der Fremde lächelt, tritt gelassen zum Fenster und läßt die Rollwand herunter:

„Wie unvorsichtig, gnädige Frau! Zum Glück ist die Straße ziemlich menschenleer. Ich muß aber dennoch um den Hausschlüssel bitten. Denken Sie, wie peinlich, wenn der Graf mich bei Ihnen überrascht!"

Jetzt lächelt die Gräfin sogar.

„Ueber einen solchen Verdacht bin ich erhaben. Sie sind in der Falle, mein Herr!"

„Nicht so ganz, gnädigste Gräfin! Sie entsinnen sich vielleicht, daß der Herr Graf heute am Frühstückstisch einen Brief erhielt, den er Ihnen nicht zeigte. Der Brief enthielt — es ist mir peinlich, das zu berühren — eine Verdächtigung Ihrer ehelichen Treue. Um halb elf soll der Graf hier in Ihrem Boudoir Ihren Anbeter überraschen. Wir haben aber noch zehn Minuten Zeit. Darf ich bitten?"

Die Gräfin fühlt sich einer Ohnmacht nahe.

„Dort!" ruft sie mit matter Stimme und weist auf ein kleines Ebenholzkästchen, in dem sich mehrere Schlüssel befinden. Der Fremde hat bald den rechten gefunden und entfernt sich mit einer tiefen Verbeugung.

Fünf Minuten später hält der Wagen des Grafen vor dem Hause. In demselben Augenblick schließt der Fremde mit starkem Geräusch die schwere Hausthür.

„Mein Herr!" Der Graft hat den Wagen verlassen und versperrt dem Fremden den Weg. „Sie sind überführt — Sie werden mir Satisfaktion geben!"

Scheinbar schuldbewußt verbeugt sich der Fremde: „Ich stehe zu Ihrer Disposition, Herr Graf! Füge aber hinzu, daß dies mein erster Besuch in Ihrem Hause war. Die Frau Gräfin hat mich seit Wochen mit Briefen verfolgt, in denen sie mir ihre glühende Liebe gesteht. Als Gentleman habe ich bisher widerstanden. Aber ich bin schließlich auch nur ein Mensch. Ich betone aber nochmals, daß dies mein erster Besuch war und daß — auf Ehrenwort — auch nicht das geringste vorgefallen ist ... was irgendwie ..."

Der Graf wird ruhiger.

„Und ... die Briefe ...?"

„... Sind ein Heiligthum für mich ... hier trage ich sie auf der Brust."

„Nun gut. Sie werden mir die Briefe ausliefern ..."

„Niemals!"

„Ich bestehe darauf!"

„Sie mögen meinetwegen klagen."

„Ah ..." Der Graft versteht.

„Wieviel fordern Sie dafür?"

„Herr Graf! Sie beleidigen mich. Ich bin zwar arm, aber ..."

„Genügen fünftausend Mark?"

„Mein Herr ....!"

Der Graf faßt in die Brusttasche.

„Ich habe heute im Spiel gewonnen ... elf- ... zwölf- ... vierzehn-, fünfzehntausend! Nehmen Sie! Und dann die Briefe!"

Der Fremde zieht ein Päckchen aus der Tasche, überreicht es dem Grafen und nimmt dessen Geld.

„Diskretion!" flüstert der Graf.

Der Fremde verbeugt sich und verschwindet im Dunkel der Nacht.

Noch im Treppenhause öffnet der Graf das Päckchen.

Es enthält neben werthlosen Papierschnitzeln eine genaue Aufzeichnung des ganzen Raub- und Einbruchsplanes sowie einen „ergebensten" Dank des Fremden und eine Versicherung der völligen Schuldlosigkeit der Gräfin Cilly.

Ein Gemsen-Eldorado.

Der älteste Freiberg der Schweiz ist das Kärpfgebiet zwischen den Flüssen Linth und Sernft im Kanton Glarus. Es ist aber auch das reichste Gebiet an Gemsen. Alle Versuche der Jäger, sowie der Liegenschafts-, Alp- und Waldbesitzer, den Wildbestand durch Oeffnung für die allgemeine Jagd zu dezimiren, wurden von der Landsgemeinde bisher abgeschlagen. Neuerdings macht sich eine Bewegung bemerkbar, da mit mehr oder weniger Recht behauptet wird, der Schaden an Wald und Weide durch die ca. 1500 Gemsen und die Unzahl von Murmelthieren fange an zu groß zu werden, als daß man weiter zusehen könne.

Nachweisbar besteht der Kärpfstock als Freiberg schon seit dem Jahre 1569; wahrscheinlich ist er noch viel älter. Seither ist er ohne Unterbruch Freiberg geblieben. Nach einer alten Bestimmung, deren genaues Datum nicht ermittelt ist, war gegenüber dem strengen Verbote der Jagd im Freiberg die Ausnahme festgesetzt, daß jedem Hochzeiter, der sich anmeldete, zwei Thiere (Gemsen) gegeben werden mußten. Es wurde davon recht häufig Gebrauch gemacht und es fanden wahrscheinlich gerade deshalb die Hochzeiten vielfach im Herbste statt. Ferner durfte auch dem jeweiligen Landamann und dem Landesstatthalter jährlich ein Thier geschossen werden, ebenso aus nachbarlicher Freundschaft dem Bürgermeister von Zürich. Das Schießen wurde durch sogenannte Freibergschützen besorgt.

Meine erste Liebe.

Skizze von Sipulusz.

Unser lieber Herrgott hatte mich unter Anderem mit einer angenehmen Baritonstimme gesegnet. Sie hatte aber für mich vielerlei schädliche Folgen — ich wäre ungerecht, wenn ich das nicht eingestehen wollte — aber ich habe ihr auch Vieles zu verdanken. Vor Allem habe ich ihr zu verdanken, daß ich im Piaristengymnasium der Studenten-Liedertafel so vortreffliche Dienste leistete, daß ich aus Mathematik und Physik — das waren nicht meine Lieblingsgegenstände — niemals eine schlechte Censur bekam. Und meiner schönen Baritonstimme habe ich auch meine erste Liebe zu verdanken . . . Sie werden selbstredend in erster Reihe die Frage an mich richten, ob diese Liebe mit der Heirath endete? Zu Ihrer Beruhigung will ich es gleich sagen, sie endete ohne Heirath. Die Ursache war unter anderem die, daß ich damals ein monatliches Einkommen von dreißig Gulden hatte.

Gleich damals, als wir eben erst die Abiturientenprüfung hinter uns hatten, veranstalteten wir ein Sommerfest. Das ist gewöhnlich der erste und beste Anlaß, bei dem die frei und reif gewordenen Studenten über die Schnur hauen. Hat man schon das Reifezeugniß in der Hand, darf man sich ja schon wie ein unreifer Junge benehmen. Der Vater eines Schulkameraden war Buchdrucker und ließ uns Einladungskarten gratis drucken und verschicken. Dann hatten wir noch mit dem Restaurateur und der Zigeunerkapelle ein Sträußchen zu pflücken. Diese Herren stellten sich nämlich auf den unväterlichen und schroffen geschäftlichen Standpunkt und verlangten ein Angeld von siebzig Gulden. Wir alle zusammen hatten nur eine Baarschaft von vierunddreißig Gulden. Was war da zu thun? Es war unter uns auch ein Baron, der schon etwas von der Kunst der Geldbeschaffungs-Methoden verstand. Er gab uns den Rath, auf einen Wechsel hundert Gulden aufzunehmen und den Ueberschuß unter uns zu vertheilen. Diese großartige Idee fand selbstredend ungetheilten Beifall. Wir kauften ein Wechselblankett und stellten es auf hundert Gulden aus. Doch dann blieben wir stecken. Wir wußten nicht, ob wir es alle unterschreiben müßten. Endlich kamen wir darin überein, daß wir es mit so vielen Unterschriften versehen, als wir nur Platz haben. Die Namen der Vorzugsschüler standen obenan, dann folgten die übrigen. Die Durchgefallenen und die, welche eine Nachprüfung zu machen hatten, wurden ausgeschlossen. Auch so waren wir genug. Seither ist mir kein solcher Riesenwechsel zu Gesicht gekommen. Ein Wechsel mit zehn Acceptanten und zweiundzwanzig Giranten! . . . .

Als wir damit fertig waren, steckten wir unser Reisezeugniß in die Tasche und die ganze Gesellschaft begab sich — rathen Sie einmal, wohin — in die Erste Vaterländische Sparkasse. Billiger wollten wir es nicht geben.

Man ließ uns in einen Saal eintreten, in dem ein freundlich und neugierig dreinblickender Herr saß. Hier wurde ich, der im Selbstbildungsverein für eine Rede den ersten Preis erhalten hatte, in den Vordergrund gedrängt. Ich hielt also die Ansprache. Kurz und bündig setzte ich den Zweck unseres Besuches auseinander und überreichte ihm zitternd den Wechsel. Der alte Herr blickte verdutzt drein, stierte bald mich, bald meine Kameraden, bald den Wechsel an und ließ dann ein schallendes Gelächter hören, so daß die Beamten neugierig zu ihm hereinstürzten. Seit dem Bestande der Ersten Vaterländischen hat man dort noch nicht so herzlich gelacht. Ganz indignirt stammelte ich:

„Herr Direktor, glauben Sie vielleicht, wir wären Schwindler! Wir können uns mit unserem Reifezeugniß legitimiren!"

„Das ist nicht nöthig. Wozu soll Ihnen denn eigentlich das Geld?"

„Um die Spesen unseres Abiturientenfestes zu decken."

„So?! Und wie alt ist der älteste von Ihnen?"

„Ich bin neunzehn Jahre alt!" bemerkte der Senior.

Der Direktor blickte ernst drein.

„Schon gut, meine lieben Freunde. Euer Wechsel ist keinen Pfifferling werth. Aber ich, als ehemaliger Schüler des Piaristengymnasiums, strecke Euch aus meiner Privatkasse hundert Gulden vor. Nach dem Feste werdet Ihr sie mir zurückzahlen."

Meine Schulkollegen schoben mich wieder vor. Ich hielt eine kleine Ansprache und versicherte ihm, nach Ciceros Art, der Unvergänglichkeit unserer Dankbarkeit. Der Herr Direktor nahm eine Hundertguldennote hervor und überreichte sie mir . . .

(Ich bin seither großjährig und wechselfähig geworden, habe aber in keiner Sparkasse einen liebenswürdigeren Direktor gefunden.)

Meine freundlichen Leser werden es entschuldigen, daß ich bei dieser Episode so lange verweilte und die Geschichte meiner ersten Liebe dadurch in den Hintergrund gedrängt wurde, doch wollen Sie nicht vergessen, daß der erste Wechsel in dem Leben eines jungen Mannes eine ebenso große Rolle spielt, wie die erste Liebe.

Mit Ihrer gütigen Erlaubniß will ich nun die Geschichte meiner ersten Liebe zum Besten geben.

Sie war die Tochter eines Sektionschefs im Ministerium und hatte ein weißes Kleid an. In ihrem schwarzen Haare prangte eine rothe Rose. Auf den ersten Blick sah ich, sie sei etwa so alt wie ich, aber das Bewußtsein, ich hätte schon die Abiturientenprüfung hinter mir, sie aber noch nicht, stählte meinen Muth, und ich trat auf dem Gebiete des Tanzens und der Kourschneiderei mit einer ruhigen Sicherheit auf, wie ein bemoostes Haupt.

Auch sie fühlte sich angeregt, aber bis zur Pause zeigte sie kein regeres Interesse. Wir benutzten die kleine Ruhepause dazu, um bei Musikklängen zu zechen. Dem allgemeinen Verlangen Folge leistend, ließ ich meine Baritonstimme ertönen (ich erwähnte schon früher, wie ich dies zu thun pflegte; ein neueres Gleichniß fällt mir gerade nicht ein). Von diesem Augenblicke an war ihr Gleichmuth spurlos verschwunden. Als wenn sie hypnotisirt gewesen wäre, starrte sie mich an, und ich war selbstredend sofort bis über die Ohren in sie verliebt, als ich dies bemerkt hatte.

Bis zur Morgendämmerung tanzte ich mit ihr. Jede halbe Stunde mußte ich ihr zu Gefallen ein Lied singen. Sonst wäre vielleicht gar der Zauber geschwächt worden. Ich mußte ihr versprechen, daß ich sie besuchen werde.

Um sechs Uhr mußten wir mit dem Restaurateur abrechnen. Das Endergebniß war, daß uns von dem Geld der Kommanditgesellschaft fünf Gulden zwanzig Kreuzer übrig geblieben waren. Das Reinerträgniß ist von den Spesen für Schaumwein, Bier, Wein und Blumen verschlungen worden. Jeder ließ sich auf gemeinschaftliche Rechnung Etwas schmecken und blieb uns summa summarum zur Tilaung des Darlehns kein rother Heller.

Es läßt sich denken, daß wir Alle schweren Gemüths unseren Heimweg angetreten haben. Der Baron, der aus dem Lateinischen eine schlechte Note hatte und sich von Cicero blutwenig angeeignet hatte, ließ folgende Rede vom Sapel:

„Liebe Freunde! Wir sind hundert Gulden schuldig. Ueberdies sind wir es unserer Ehre schuldig, die Schuld, so rasch wie möglich zu tilgen. Wir werden nicht so bald zusammen kommen, und wenn wir die Schuld jetzt nicht tilgen, geschieht es niemals ..."

„So ist es!"

„Was könnten wir also thun?"

„Ich habe eine Idee!" entgegnete der praktische Baron.

„Lassen Sie hören!"

„Wir sind unserer zweiunddreißig. Vierzehn von uns haben Frackanzüge. Wir tragen sie in's Versatzamt und tilgen unsere Schuld. Genügt das nicht, so versetzen wir auch unsere Uhren . . . ."

Allgemeiner Beifall, namentlich seitens jener, die weder einen Frackanzug noch eine Uhr hatten.

Um acht Uhr waren wir schon im Versatzamt. Für vierzehn Frackanzüge und vier Uhren bekamen wir hundert und zwei Gulden.

Um neun Uhr erschienen wir beim Direktor. Er war, o Wunder aller Wunder, von unserer Ehrlichkeit gerührt und schenkte uns das Geld.

Sie glauben vielleicht, daß wir unsere irdischen Güter ausgelöst haben?

Ach nein! Wir zechten vor Freude weiter und am dritten Tage kam ich in den Hemdsärmeln nach Hause. Auch mein Oberrock war den Weg aller Studentenröcke gegangen.

Und das schöne Mädchen?

Kaum war ich ausgeschlafen, besuchte ich es. Selbstredend mußte ich singen. Da aber meine Baritonstimme durch die durchjubelten Nächte eine schwere Einbuße erlitten hatte, war auch ihre Schwärmerei für mich spurlos verschwunden . . .

So sind die Mädchen!

Es war schön.

In einer Hamburger Kaufmannsfamilie diente erst kurze Zeit ein braves Mädchen aus Mecklenburg, mit dem die Herrschaft vollkommen zufrieden war und das deshalb mannigfache Beweise der Güte der Herrschaft erhielt. Eines Tages schenkte denn auch die Hausfrau dem Mädchen, das frisch vom Lande nach Hamburg gekommen war, ein Theaterbillet. Geputzt und freudestrahlend verließ das glückliche Fieken das Haus, kehrte aber nach Verlauf einer guten halben Stunde wieder zurück. Allgemeines Erstaunen. „Nun, Fieken, schon wieder da?" sagt die Hausfrau.

„O, Madame," sagt noch ganz aufgeregt von den ihr zutheil gewordenen Genüssen das Mädchen, „o, Madame, et war wunderschön."

„So, hat es Dir also gefallen, aber warum denn —"

„O, Madame, de vielen feinen Lüt un de Musik. Un dann das rothe, schüne Bild! So wat hewiw' ick min all Dag nicht seihn!"

„Ja, aber wenn es Dir so gut gefallen, warum bist Du nicht länger dageblieben, Fieken?"

„Je, Madam, als wi dor nu setten un Musik hürten, würd dat grote Bild tau Höcht treckt und dorachten stunner Twei und fungen an tau snacken und sick wat tau vertellen. Dor hewiw' ick mi dacht: Dat geiht di ja nu wedder nicks an — un bün na Hus gangen."